

Marcel Beyer

DÄMONEN

RÄUM

DIENST

Gedichte Suhrkamp

SV

Auf der Saftbühne wird etwas aufgeführt. Hildegard Knef steigt ins Auto. Rudolph Moshhammer trägt seinen Yorkshire Terrier durch München. S.T. Coleridge macht einen Witz über Köln. Kunstwerke verschwinden. Etwas rüttelt am Fenster. Morgens, mittags, nachts. Der Amselpapst. Die Leute fangen an, Sachen zu reden. Am Wertstoffhof läuft Musik. Elvis fegt noch einmal die Einfahrt. Ich lese nur noch Pferdekrimis und suche die Sprache im grauen Bereich. Das Schlaflabor am Potsdamer Platz. Weißdorn, Majoran, Ginster ... Unerhörtes trägt sich zu in den lange erwarteten neuen Gedichten von Marcel Beyer. In jedem einzelnen der exakt vierzig Verszeilen langen Poeme nimmt sich eine andere Figur jede Freiheit, die die strenge Begrenzung ihr läßt, erzählt Geschichten, paraphrasiert Übersetzungen, stellt Reihungen an – kurz: Sie treiben es bunt, manchmal auch wild, so daß am Ende gesagt werden muß: Es wird ernst! Es wird Zeit, den Dämonenräumdienst zu rufen.

Marcel Beyer, geboren 1965, lebte bis 1996 in Köln, seitdem in Dresden. Für sein Werk wurde er mit zahlreichen renommierten Preisen ausgezeichnet, zuletzt mit dem Georg-Büchner-Preis 2016 und dem Lessing-Preis des Freistaates Sachsen 2019.

Marcel Beyer

DÄMONENRÄUMDIENST

Gedichte

Suhrkamp

Erste Auflage 2020

© Suhrkamp Verlag Berlin 2020

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Einbandgestaltung: Hermann Michels und Regina Göllner

Druck: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42945-7

DÄMONENRÄUMDIENST

FARN

FARN

Ich lebe dort, wo ich verbreitet bin,
bei meiner Farnverwandtschaft,
die sich auf Trockenfeldern
teils über Liebesnestern schließt

und teils seit langem schon zu Torf
geworden ist, also ein Buch,
in unentzifferbarer Schrift verfaßt,
wie jene Fährte, jene Spur eines

fremdartigen Geruchs, dem nur die
Hundenase folgen kann. Doch
immerhin ein Buch. Ich schreibe
das mit nassen Füßen, halber Hand

und einem um den Kopf drapierten
Lappen. Von nun an eine andere
Atemtechnik. Ich mache einen
Schritt und komm voran. Ich mache

einen zweiten Schritt und bin schon
da. Ich bin durch Herkünfte
gestapft, der Moorboden bebt,
das Wasser fiept und zischelt,

da ich Binse und Besenheide unter
mir begrabe, dem Hund gleich,
der seine Erinnerung ans Wildsein
auf der Küchenmatte stellt. Ein

Ritual. Ich schreibe dies mit kalten
Händen, schweren Füßen, mit
einem um den Kopf gewickelten
nassen Lappen. Ich habe die kühle

Stirn, ich knipse was an: Wildsein,
Erinnern, der Versuch einer
Schwarztorflectüre – schwarz auf
schwarz. Das bloße Auge kommt

den Hieroglyphen nicht bei. Fiepen
und Schmatzen. Ich laufe nicht
davon. Ich schreibe dies, um
dich zu grüßen, tief im Adlerfarn,

mit beiden Händen und einem um
den Kopf geschwungenen
Frotteetuch: Saufe den Mond, sauf
ihn doch, wenn du kannst.

SCHEINFRUCHT

Und liegst du weinend unterm
Feigenbaum, und hörst du
eine Kinderstimme sprechen,
dann paß gut auf, nimm dich in

acht, denn nicht mehr lang, und
du wirst lesen. Liegst du dort
weinend unterm Feigenbaum
und hörst, wie oben Kerne sich

im Fruchtfleisch drehen, sternlose
Himmelsgloben im dichten,
leeren Raum, in roter Nacht,
und fragst du dich, wie weit

dein Ohr reicht, in die Nähe, in
die Ferne, da du nicht sagen
kannst, ob du ein Mädchen oder
einen Jungen singen hörst,

während du weinst, dann paß gut
auf, nimm dich in acht, denn
nicht mehr lang, und dir werden
die Feigenkerne zwischen

den Zähnen kleben, und du wirst
lesen. Denn du wirst, liegend,
weinend, Kinderstimmen hörend,
selbst ein Blütenboden, du

wirst ein Himmelsglobus und ein
schwarzer Stern, wirst leeres
Blatt und Buch, wirst Buch oder
auch keins, du wirst ein helles

Auge und ein dunkles Ohr, wirst
weher Zahn und rote Nacht,
wirst selber Scheinfrucht sein.
Denn du, nimm dich in acht,

und paß gut auf, wirst bald schon
an der aufgeschlagenen Stelle,
wirst fortan immer an derselben
Stelle lesen, immerzu den Raum

und immerzu den Kern, und dabei
immerzu die beiden Kinder
hören, die nehmen, lesen, nehmen,
lesen jenseits deiner Welt.

PAPIER

Wie unzerstört ich bin an diesem
Morgen, und ich kann wieder
liegen, unwissend wie ein
Stück Papier. Und alles an mir

ist ein einziger mattblauer Schein
und ein lässiger Faltenwurf
und ein handbreiter Saum und
alles ganz still und mit kleinen

toten Fliegen geschmückt, wie
es sich für einen echten
Morgenmenschen gehört. Und
ich weiß nichts von den Kriegen,

ich weiß nicht, wie man Hunde
auf Füchse hetzt, ich bin
heute weder der flennende
englische Greis, noch bin ich

jener rachitische Knecht unter
Knechten, der ich sonst
immer bin. Am Gaumen klebt
mir die nächtliche, gräßliche

seltsame Süße. Und mein Auge
trieft, ich seh meine Daumen,
und ich finde mich zurück,
und ich gehe ganz langsam im

Kreis, und der Wasserhahn tropft,
und ich bin wieder hier, wo
der Text stets auch der
Hausmeister ist, der nicht einmal

mit seinem Schlüsselbund grüßt,
und den Kittel im Wind
und den Werkzeugkasten sich
selbst auf die Füße. Ich

bin hier. Ich bin unverletzt. Nur
wenn ich niese, weiß ich
nicht, quiekt da in meinem Kopf
die brennende Mickymaus,

quiekt eine Mickymaus, die
niemals spricht, quiekt da
in meinem Kopf die Mickymaus,
die niemand löschen will.

BAMBI

Der Dichter arbeitet als Reh im
Innendienst. Und Innendienst
bedeutet: man stellt den
Tisch, den Gang, man stellt

das Stiegenhaus, man stellt das
Mezzanin, den Mistraum, man
stellt die Welt mit Blumen
aus den österreichischen Alpen

voll. Von Zeit zu Zeit arbeitet
der Dichter auch mit Moos.
Er blutet nicht. Waldränder
steuert er nicht an. Er fürchtet

sich nicht vor dem Fuchs, nicht
vor dem Marder. Gläserner
Gärtner ist er, und der Tisch
des Blumengastes ist zugleich

der Tisch des Blumenwirts. Der
Dichter schläft als Hoch-
und Mittel- und als Niederwild
im Nebenkeller, wo sich das

eingekochte Obst zu roten Zeilen
fügt. Das Sonnenlicht dringt
niemals bis zum Boden. Da
knistert es. Da klirrts. »Zurück

zur Rautenklause«, ruft der Dichter
aus seinem bilderlosen Traum.
Der Hartriegel reibt sich
am Reh, das Reh reibt sich am

Einmachglas, in dichter Reihung
reiben die Einmachgläser
aneinander. Auf jedem Etikett
steht BAMBI, in einer Handschrift,

derart zierlich, derart akkurat –
dem Graphologen gefriert
das Blut in den Adern. So schreibt
ein Mensch nur nach der Tat. So

schreibt kein Reh. Mit Tinte nicht
und nicht mit Moos. Bald ist
hier Schluß. Der Dichter atmet
kaum. Er weiß, daß niemand lügt.

IN MEINES VATERS HAUS

In meines Vaters Haus sind viele
Wohnungen. Ich möchte keine
einzige von innen sehn. Parterre
steht man knöcheltief in Marzipan.

Man spürt, dies war die längste Zeit
ein Knochenheim. Man wird mit
abgebrochnen Füßen weitergehn.
Der Läufer auf den Stufen fühlt

sich an – man kanns schwer sagen:
wie ein eingeseifter Labrador,
ein Hüftbruch mit Meerschweinchen
nach Feierabend. Im ersten Stock

greift einem etwas in den Schritt.
Nichts Sichtbares – ein
Temperatursturz, ganz leicht. Hinten
im Gang macht Sylvia Plath sich

jeden Mittag an einen jungen, bleichen
Nazi ran. Im zweiten nur
Etagenbetten, heller Sand. Noch
mehr Etagenbetten. Muschelschalen.

Splitt. Der Knabenchor singt einen
Kanon, Tag und Nacht. Hinter
der Wand. Hinter der Wand. Hinter
der Wand. Auf halber Treppe ein

Verschlag, Dentallabor. Da lagern
Kettenraucherzähne, täuschend
echt. Im dritten die entmietete
Einkaufsmeile, die längste in

der ganzen Stadt. Noch in Betrieb
die Waschanlage für meines Vaters
Wagen, den kleinen Daimler, in
dem Yoko Ono starb. Die beiden

hatten sich gerade frisch verliebt.
Im Dach eine Schnappfalle mit
Belohnungen, für die ein jedes Kind
die rechte Hand hergibt – Muscheln,

Knochen, Zähne, Daimler, Labradore,
Etagenbetten, Meerschweinchen
aus Marzipan. In meines
Vaters Haus sind viele Wohnungen.

BENZIN

Wie unter milden Drogen geht
der Tag dahin, Bergluft und
einige gedehnte Wolken, du wüßtest
nicht zu sagen, lebst du von einer

kosmischen Strahlungsvollkost,
lebst du von Morphin, denn
du sitzt da wie Hilde Knef in
Euphorie, wenn sie einmal drei

Wochen still im Zimmer saß. Die
Welt hängt voller Dackelhälften.
Überall Fichten. Über dir Gebälk. Du
liebst Benzin. Sei so gut, laß

die Servietten im Schrank. Und sei
so gut, spiel nicht an der
Slowfox-Taste. Kümmere dich nicht
um die Axt. Wie Hilde Knef

sitzt du am Nachmittag, kein Schnee
liegt drüben auf den Gipfeln,
es muß ein früher Nachmittag im
Sommer 1974 sein, bevor sie

aufsteht und kurz aus dem Fenster
sieht. Wie sie in den dämmrigen
Flur verschwindet, an einem losen
Faden reißt, noch einmal mit

den Schultern zuckt und sich das
Kopftuch bindet, wie sie
den leichten Mantel überstreift,
in der Schublade kramt, eine

passende Sonnenbrille findet und
nach ihren Autoschlüsseln
greift, wie sie das Haus verläßt,
wie sie die Tür zuzieht.

Sie steigt ins Cabriolet und kommt,
da sie den Innenspiegel richtet,
doch aus den Buchstaben
nicht raus, während sie, leise

fluchend, den Motor zündet und nun
endlich, endlich, sie hat einen
Termin, nach Berchtesgaden
zu ihrer Wunderheilerin aufbricht.